

9	Vorwort Claudia Theune
15	Innovation trifft auf Tradition: Die Universität Wien und ihre Sammlungen Susanne Weigelin-Schwiedrzik
27	Auf den Weg mitgegeben: ‚Gelehrte‘ Objekte? Manifestationen universitärer Kulturen Marianne Klemun <i>Cahier de route, Matthias Beitzl</i> <i>Prolog – Drei Bilder einer Reise</i>
42	Scheingefäße: Unscheinbare Stellvertreter Peter Jánosi <i>Notizen machen</i>
62	Der Grabstein des Aurelius Iustinus und andere ‚gelehrte‘ Objekte: Aus der Sammlung des Instituts für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik Hubert Szemethy <i>Es beginnt mit römisch Eins</i>
82	Forschungsprojekte als Motor der Sammlungen am Institut für Byzantinistik und Neogräzistik Lilia Diamantopoulou, Adamantios Skordos, Maria A. Stassinopoulou <i>Floating</i>
102	Allerheiligenstriezel & Co. Zu einigen Sachzeugnissen aus der Geschichte des Instituts für Europäische Ethnologie Herbert Nikitsch <i>Die SammlerInnen und der Sammler</i>
122	„Quellen für die Frauen- und Geschlechtergeschichte haben wir auf jeden Fall benötigt“: Die Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte Li Gerhalter <i>Staunen der KosmologInnen</i>
142	Apollon in Athen: Eine Statue als Dank und als Veranschaulichung von Göttlichkeit Marion Meyer <i>Befremden der MuseologInnen</i>
162	Vom Gipsabguss zum Digitalbild: Visuelle Hilfsmittel in der Kunstgeschichte Martin Engel, Friedrich Polleroß, Verena Widorn

- Talking Heads**
- 182 Geld zum Anfassen: Die Sammlung am Institut für Numismatik und Geldgeschichte
Wolfgang Szaivert
- Wege gehen**
- 202 Zeitlich weit entfernt und doch zum Greifen nahe: Objekte der Studiensammlung am Institut für Ur- und Frühgeschichte
Alois Stuppner
- Ordnungen schaffen**
- 222 Aus Lebensgeschichten lernen: Zur interaktiven Sammelpraxis der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“
- Beschwören statt Spielen**
- 242 Michael Mitterauer, Günter Müller
Papierene Zeitzeugen am Institut für Zeitgeschichte
Christoph Mentschl
- Archiv, Sammlung, Museum**
- 263 Die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien und die Genese ihrer Institute
Fritz Blakolmer, Martina Fuchs, Marianne Klemun, Hubert Szemethy

Die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät
der Universität Wien
Institut für Ägyptologie
Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde,
Papyrologie und Epigraphik
Institut für Byzantinistik und Neogräzistik
Institut für Europäische Ethnologie
Institut für Geschichte
Institut für Judaistik
Institut für Klassische Archäologie
Institut für Kunstgeschichte
Institut für Numismatik und Geldgeschichte
Institut für Osteuropäische Geschichte
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Institut für Zeitgeschichte

Vorwort

CLAUDIA THEUNE

Dekanin der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien

Objekte, aber auch Schriften und Bilder aller Art stellen seit langem einen wesentlichen Kern der universitären Forschung und Lehre an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät dar. Als Gedächtnisspeicher vergangener Lebenswelten sind sie die real zur Verfügung stehenden Studienobjekte für die Analyse unterschiedlichster Fragestellungen, und sie sind Anschauungsmaterial für Studierende, um Sachverhalte und Lehrinhalte der Studienfächer – im wahrsten Sinne des Wortes – begreiflich und haptisch zu vermitteln. Sie sind gelehrte Objekte und Objekte der Lehre. Forschung und die forschungsgeleitete Lehre als elementare Aufgaben der Universität Wien sind eng verknüpft mit dem Sammeln von Texten, bildlichen Darstellungen und Dingen.

Die Bedeutung von Studien- und Lehrsammlungen zeigt sich auch in ihrer entscheidenden Rolle als Ausgangspunkte für die Gründung zahlreicher Lehrapparate, Seminare oder Institute der Philosophischen Fakultät, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet wurde. Gelehrte Wissenschaftler, die diese Sammlungen anlegten, stifteten sie den Instituten und der Universität. Kernfächer wie Geschichte bzw. speziell die Alte Geschichte oder die Kunstgeschichte, die Klassische Archäologie und die Ägyptologie wurden schon in der Mitte oder der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

in der Philosophischen Fakultät mit ihren Sammlungen etabliert. Die Spezialisierungen und Weiterentwicklungen im Fächerkanon führten bald zu weiteren Neugründungen von Instituten im frühen 20. Jahrhundert und seit den 1950er Jahren. Dies bedingte auch eine Umstrukturierung der Fakultäten. Ein erster Zusammenschluss zur Geisteswissenschaftlichen Fakultät erfolgte im Jahr 1975; durch Teilung entstanden 2002 die Philologisch-Kulturwissenschaftliche und die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät. Als eine der größten Fakultäten der Universität Wien bildet sie die Organisationseinheit für 13 Institute und gehört zu den größten und vielfältigsten ihrer Art in ganz Europa. Forschung und Lehre sind allen Epochen der Menschheitsgeschichte gewidmet; geographisch konzentrieren sich die Arbeiten auf den europäischen Raum, sie schließen den gesamten Mittelmeerraum ein und gehen auch weit darüber hinaus.

Genau diese Vielfalt findet sich auch in den Sammlungen. So bildeten Funde von Ausgrabungen seit dem 19. Jahrhundert in Österreich, Europa oder auch Ägypten einen Nukleus der Sammlungen der drei archäologischen Fächer mit weit über 100.000 Objekten. Ergänzt werden sie durch Gipsnachbildungen von lebensgroßen Statuen oder Dingen des Alltags. Die Sammlung des Institutes für Numismatik und Geldgeschichte mit ca. 30.000 Münzen aus aller Herren Länder und zahlreichen spezifischen Thematiken geht auf verschiedene Stiftungen von Privatiers zurück, die Münzen dienen den Studierenden als anschauliche Objekte der Analyse. Kunstgeschichte und Architekturgeschichte wurden mit Hilfe des ikonografischen Apparates gelehrt; weit über 100.000 Aufnahmen von teilweise sehr bedeutenden Fotografen der Zeit, die schon vor über 100 Jahren begannen, herausragende Baudenkmäler in Europa und weiteren geografischen Räumen abzulichten, wurden gesammelt. Jüngere Forschungs- und Sammlungsschwerpunkte hatten den Himalaya im Blick, im Westen

Himalaya Archive Vienna sind u.a. analoge und digitale Bilder, Pläne und Karten gesammelt worden. Auch schriftliche und mündliche Aufzeichnungen oder auch Filme und Musik gehören zum weiten und vielfältigen Spektrum. Im Laufe der Zeit sind durch spezifische Forschungen weitere Sammlungen an die Institute gelangt. Hier sei auf die Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, die Frauennachlässe oder auch das Archiv der Liga für Menschenrechte verwiesen. Diese Aufzählung ließe sich noch erweitern. So stammen die heute in den Sammlungen aufbewahrten Objekte aus zahlreichen Gebieten der Welt und aus allen Epochen der Menschheitsgeschichte, sie sind ein Spiegelbild der Forschung und Lehre einzelner Wissenschaftler bzw. der kleinen und großen Fächer der Fakultät und der Universität. Gleichzeitig werfen sie auch ein Licht auf die historischen und kulturwissenschaftlichen Arbeitsweisen und Untersuchungsgegenstände. Allein ihr materieller Wert ist immens, unermesslich ist ihre Bedeutung für die Wissenschaft weit über Wien hinaus.

Seit einigen Jahren gibt es zahlreiche Bemühungen, die Sammlungen nicht nur für die in Wien tätigen ForscherInnen und Studierenden zugänglich zu machen; die Erschließung in digitalen Datenbanken eröffnet weitere Möglichkeiten. Die Einzigartigkeit und Bedeutung wird auch durch zahlreiche Anfragen für wissenschaftliche Projekte oder Ausstellungen im In- und Ausland deutlich. Indem die Artefakte als Objekte der Forschung Kollegen aus der ganzen Welt dienen, sind sie nicht mehr gelehrte Objekte, ausschließlich bezogen auf die Universität Wien.

Mit der Fakultätsausstellung werden einem breiten Publikum die Vielfalt und Spezifik der Sammlungen sowie deren Erkenntnismöglichkeiten gezeigt. Damit verbleiben die akademischen Untersuchungen nicht hinter den verschlossenen Türen der Alma Mater oder in einigen wenigen wissenschaftlichen Büchern. Nein, die Fakultät öffnet ihre Pforten und gewährt einen

Einblick in diese akademische Welt. Es ist möglich, die Geschichte von einzelnen herausragenden Objekten zu entdecken und so stellvertretend und schlaglichtartig einen Einblick in die Geschichte der Institutionen und deren Forschungen, Studien und Methoden zu erhalten. Die gezeigten gelehrten Objekte stammen aus den Sammlungen der Institute für Ur- und Frühgeschichte, Numismatik und Geldgeschichte, Ägyptologie, Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik, Klassische Archäologie, Byzantinistik und Neogräzistik, Kunstgeschichte, Europäische Ethnologie, Geschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie Zeitgeschichte. Damit sind fast alle der 13 in der Fakultät beheimateten Institute an der Ausstellung beteiligt.

Der Kurator der Ausstellung „Gelehrte Objekte?“, der stellvertretende Direktor des Volkskundemuseums Matthias Beitzl, hat gemeinsam mit dem Team von der Universität Wien mit Fritz Blakolmer, Martina Fuchs, Marianne Klemun und Hubert Szemethy sowie den zahlreichen Sammlungsbeauftragten in den Instituten die bedeutende und wichtige Aufgabe der Konzeption und Realisierung der Ausstellung übernommen. Die Kollegen haben gemeinsam die Ausstellungsbereiche Befremden und Staunen, Talkings Heads, Wege zum Wissen und Wege zur Ordnung konzipiert und die einzelnen Objekte ausgewählt. Durch die gelehrten Objekte und die Sammlungen wird die Fakultät selbst Gegenstand der Ausstellung.

Für diese äußerst verdienstvolle Arbeit und ihr Engagement sei ihnen allen ganz herzlich gedankt. Mein ausdrücklicher Dank gilt auch dem Volkskundemuseum und dem Rektorat der Universität Wien für die finanzielle Unterstützung. Dadurch wurde die Realisierung der Schau erst gewährleistet. So bleibt zu wünschen, dass durch die Ausstellung zu den gelehrten Objekten die Neugierde der Besucher geweckt wird und die Forschungen an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät auch für eine breite Öffentlichkeit zugäng-

lich werden. Die Besucher mögen die herausragende Bedeutung der Objekte für die Wissenschaft erfahren und erleben, sie werden begreifen, wie durch den humboldt'schen Leitgedanken mit Hilfe der Objekte Wissen geschaffen wird.

Innovation trifft auf Tradition: Die Universität Wien und ihre Sammlungen

SUSANNE WEIGELIN-SCHWIEDRZIK

Vizerektorin für Forschung und Nachwuchsförderung der Universität Wien

Universitäten sind Werkstätten der Zukunft. Sie sind der Ort, an dem das gedacht wird, was andernorts noch nicht gedacht wird, und das Wissen akkumuliert wird, das ansonsten bisher noch nicht erworben wurde. In den universitären Werkstätten wird damit Zukunft antizipiert, konstruiert, imaginiert und gelebt. Das immer neu geschaffene Wissen bereitet immer neue Voraussetzungen für die Zukunft.

Gerade deshalb kann keine Universität ohne die Vergangenheit bestehen. Die Vergangenheit ist Gegenstand von Forschung und Lehre in der Universität, sie ist aber zugleich auch eine gelebte, konstruierte und imaginierte Vergangenheit. Nichts von dem, was wir in die Zukunft denken, erdenken wir voraussetzungslos. Das Nachdenken über die Voraussetzungen und insbesondere die historischen Voraussetzungen gegenwärtigen Handelns ist Teil der universitären Kultur. Innovation trifft auf Tradition, reibt sich an ihr, misst sich an ihr und lebt von ihr. Genau das macht die Universität Wien zu einer besonderen Zukunftswerkstatt: dass sie es unmöglich macht, der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit aus dem Weg zu gehen. Im Jahr 2015 feiert die Universität ihr 650-jähriges Bestehen. Sie wird diese Feier nutzen, um ihren Blick auf die Zukunft in eine bewusste Auseinandersetzung mit der Vergangenheit einzubetten.

In diesem Kontext ist nun schon seit einigen Jahren ein besonderes Interesse an den Sammlungen der Universität entstanden. Wie so oft sind es die Nöte der Universität, nicht ihr grundsätzlicher Auftrag, die das Nachdenken über die Sammlungen an der Universität angestoßen haben. Erst im Zuge der Lösung pragmatischer Probleme kam es zu einer tiefer gehenden Auseinandersetzung mit den Sammlungen der Universität und ihrer Bedeutung für die Zukunft. Dabei kann man in einer zukunftsbezogenen, innovationsfreundlichen Umgebung leicht zu der Auffassung kommen, dass Sammlungen Repräsentanten längst überholten Wissens seien und somit in einer sich rasch entwickelnden Wissenschaftslandschaft keinen Ort mehr hätten. Wer will heute schon auf Tafeln aus dem 19. Jahrhundert schauen, wenn es im Internet wesentlich genauere, schönere und hilfreichere Darstellungen des menschlichen Körpers gibt? Wer sollte unter Bedingungen allzu knapper Ressourcen Mittel zur Verfügung stellen, damit Sammlungsobjekte, die in der Vergangenheit aus Erkenntnisinteressen heraus gesammelt wurden, die heute längst überholt erscheinen, gepflegt, restauriert und zugänglich gemacht werden? Eine rein aus der Gegenwart heraus gefundene Antwort auf diese und ähnlich geartete Fragen müsste darauf hinauslaufen, die Sammlungen oder wenigstens die meisten von ihnen aufzugeben, zu verschenken, vielleicht sogar meistbietend zu verkaufen. Wer die Zukunft erfindet, hat keinen Platz für die Vergangenheit.

Wer jedoch die Universität als Ort der Spannung zwischen Innovation und Tradition, zwischen Zukunft und Vergangenheit begreift, darf die Sammlungen nicht missachten. Sie sind das materiell gewordene kollektive Gedächtnis der Universität und machen diese als Erinnerungsort zu einem Teil dessen, was wir als institutionelle Identität immer wieder neu und dennoch eingedenk dessen, was uns überliefert ist, schaffen und schaffen müssen. Wenn wir die Universität nicht

nur als den Ort begreifen wollen, wo zufälligerweise unser Schreibtisch steht oder unser Labor seinen Platz hat, müssen wir uns der Institution Universität in ihrer komplexen Breite und historischen Tiefe stellen. Dazu gehört, dass wir unsere eigene Vergangenheit ernst nehmen, sie uns im Lichte von Handeln in der Gegenwart zu eigen machen und als eine Ressource eröffnen, aus der wir uns bewusst in die Zukunft hineinentwickeln können.

Doch die Vergangenheit ist ein so reichhaltiges Reservoir an Möglichkeiten, dass wir in unserer jeweiligen Gegenwart nicht alles, sondern immer nur Teile des Ganzen wahrnehmen können. Genauso geht es uns mit unseren Sammlungen: Was uns heute unnützlich erscheint, weil wir keinen Bezug dazu herstellen können, mag vielleicht in einigen Jahren plötzlich von höchster Relevanz sein. Wer kann heute die Verantwortung dafür übernehmen, dass wir etwas aus Platz- und Geldmangel wegwerfen, das uns in Zukunft vielleicht fehlen könnte? Da wir nicht wissen, in welche Richtung sich unser Wissen entwickelt, wissen wir auch heute nicht, was wir von unserer Vergangenheit in Zukunft brauchen. Gesellschaften mögen über derartige Überlegungen zumindest zeitweilig hinwegsehen, Universitäten als Institutionen der Reflexion dürfen das nicht. Wir müssen uns nicht nur unseren Sammlungen gegenüber wissenschaftlich angemessen verhalten. Wir sollten sie auch als Schatz begreifen, der jederzeit aktiviert werden kann, wenn die Neugierde es verlangt.

Die Universität Wien hat dementsprechend in den letzten Jahren große Anstrengungen unternommen, die Sammlungstätigkeit ihrer Forscherinnen und Forscher aufzuarbeiten und sich ein Bild davon zu machen, was überhaupt wann und wo gesammelt wurde. Dabei wurde klar, dass die Sammlungstätigkeit im 18. Jahrhundert im Zusammenhang der Universitätsreformen von Maria Theresia ihren Ursprung hat. Damals entstanden der Botanische Garten, der mit

seiner Auswahl an Pflanzen und Kräutern insbesondere der Arzneikunde zur Anschauung diente, das so genannte „Naturalien-Cabinet“, das Anschauungsmaterial für den Unterricht in Naturkunde zur Verfügung stellte, und weitere, vor allem dem damals ausgeprägten Interesse an der Natur dienende Sammlungen. All diese Sammlungen der ersten Stunde existieren auch heute noch.

Der nächste Schub der Sammlungstätigkeit fand im Kontext der Universitätsreformen unter Graf von Thun-Hohenstein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts statt. Je mehr die Wissenschaft sich ausdifferenzierte, umso mehr wurde gesammelt und wurden die Sammlungen genutzt, um die jeweiligen Schwerpunkte der Disziplinen zu markieren.¹

Nicht immer entstehen Sammlungen in eindeutigen Kontexten und mit ausdrücklichen Zielen. Anhand des Geologischen Archivs der Universität Wien lässt sich dies besonders gut nachvollziehen. Zunächst aus dem Forschungs- und Lehralltag entstanden und durch private Initiative der jeweiligen Forscher eher unsystematisch ergänzt, dauerte es ein ganzes Jahrhundert, bis im Jahr 1962 das zufällig Gesammelte in einem Archiv geordnet wurde. Ausgangspunkt für diesen Schritt waren der Umzug in ein neues Gebäude und die Feier des hundertjährigen Bestehens des Geologischen Instituts.² Das Archiv nimmt den Raum von 11 Stahlschränken in Anspruch. Es ist wohl geordnet und damit jedem, der es zu brauchen meint, jederzeit ein nützliches Werkzeug. Doch stellt sich immer wieder die Frage, warum es überhaupt existiert. Müssen wir in der Geologie heute wissen, wie man früher geforscht hat? Lohnt es sich, die Entstehungsgeschichte von Erkenntnissen zu dokumentieren, die heute nicht selten längst überholt sind? Diejenigen, die sich aus Leidenschaft den Sammlungen widmen, sie bewahren, pflegen und ordnen, können derartige Fragen selten beantworten, wenn sie sich nicht ohnehin dagegen verwehren, dass

sie überhaupt gestellt werden. Für Sammler ist jede Sammlung ein Wert an sich. Die Wissenschaft aber muss sich immer wieder derartige Fragen stellen, und sei es nur, um sich gegen das Vergessen zu wehren, die Reichweite des Erinnerns zu testen und die Unausweichlichkeit des Vergessens nicht als Bedrohung wahrzunehmen. Die Konfrontation mit der Historizität von Wissenschaft trägt stets den Keim einer neuen Erkenntnis in sich. Zugleich erinnert sie uns an die Relativität der eigenen Erkenntnisfähigkeit. Auch das, was wir heute erkennen, ist bald Geschichte und erfüllt seine Aufgabe gerade darin, von neuen Erkenntnissen überholt zu werden. Erlaubten wir uns, indem wir die historischen Spuren vergangener Forschung aus unserer Wahrnehmung verbannten, dem Blick auf die eigene Relativität und Historizität auszuweichen, könnten wir uns das Leben erleichtern. Insofern ist es verständlich, dass manch einer mit diesem Gedanken spielt. Doch selbst wenn die Geologen von heute kein Interesse an der historischen Entwicklung ihres Faches hätten, dürfte das nicht dazu führen, dass wir ein solches Archiv aufgeben. Wenn nicht die Geologie, so könnte die Geschichtswissenschaft aus ihrer Perspektive die Erkenntnisträchtigkeit des Archivs entdecken. Wenn die Geographen die Sammlung an Fotografien nicht mehr nutzen wollen,³ mag diese Sammlung in einer Gesamtuniversität anderen Disziplinen, der Ethnologie, der Kultur- und Sozialanthropologie, aber auch der Globalgeschichte als Objekt der Forschung dienen. Die Multiperspektivität einer Universität von der Größe und Breite der Universität Wien bietet hier viele Möglichkeiten, die wir unter Umständen erst entdecken müssen.

Die Historizität und Relativität von Erkenntnis sollte auch in der Lehre einen festen Platz einnehmen. Nicht nur Studierende, die sich ein Fach aussuchen, in dem menschliches Handeln in seiner geschichtlichen Entwicklung betrachtet wird, sollten an der Universität darüber reflektieren, was sie tun, warum sie dies tun

und in welchem Verhältnis ihr Handeln zu dem anderer steht. Hier bieten alle Sammlungen reichlich Anschauungsmaterial. Die umfangreiche Kartensammlung des Instituts für Geographie und Regionalforschung könnte den Studierenden der Globalgeschichte helfen zu verstehen, wie man die Welt in früheren Jahrhunderten vermessen hat.⁴ Die Diasammlung des Instituts für Kunstgeschichte ist seit jeher integraler Bestandteil der Lehre. Sie besteht seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und umfasst heute einen Bestand von 330.000 Bildern.⁵ Im Laufe ihrer Entwicklung hat sie verschiedene technologische Innovationen nachvollziehen müssen. Heute greift man in der Lehre auf die Speicherkapazitäten des Computers und dessen Möglichkeiten der bildlichen Darstellung und Manipulation zurück. Die Dias der früheren Jahre kommen kaum noch zum Einsatz. Wenn wir diese Sammlung heute noch nutzen, gibt sie uns eher Auskunft darüber, welche Bilder in der Vergangenheit Beachtung fanden und wie technisch mit ihnen umgegangen wurde. Dabei scheint es nicht unwichtig, dass die heutigen Studierenden sich vor Augen führen, wie die Bilder, die frühere Generationen zum Zwecke des Studiums betrachtet haben, aussehen, um verstehen zu können, wie technische Verarbeitung die Wahrnehmung prägt. Diese Erkenntnis brauchen sie, um ihrer heutigen Perzeption die Selbstverständlichkeit zu nehmen. Ob man zu diesem Zwecke 330.000 Bilder braucht, ist eine andere Frage, deren Beantwortung die beteiligten Entscheidungsträger vor große Herausforderungen stellt.

Nicht alle Sammlungen an der Universität Wien haben einen so hohen materiellen Wert wie die des Instituts für Numismatik und Geldgeschichte. Sie umfasst mehr als 20.000 Stücke, die den Studierenden als Anschauungsmaterial zur Verfügung stehen. Der angenommene hohe Wert der Stücke hat in der Vergangenheit schon einmal dazu geführt, dass die Sammlung teilweise ausgeraubt wurde,⁶ was zeigt, dass eine Universität, wenn sie sich der Verantwortung für ihre Sammlungen stellt,

nicht nur ideell und materiell an Reichtum gewinnt, sondern auch Ressourcen für deren Sicherstellung zur Verfügung stellen muss. In Zeiten knapper Kassen ist das nicht immer eine leichte Entscheidung.

Heute erleben wir einen neuen Schub in der Sammlungstätigkeit. Die Möglichkeiten der elektronischen Speicherung machen das Sammeln auf einer neuen Stufe attraktiv und im Vergleich zu vergangenen Jahren zumindest auf den ersten Blick relativ unaufwändig. Viele Mitglieder der Universität sammeln mehr oder weniger bewusst als Teil ihrer Forschungs- und Lehrstätigkeit und werfen mit einiger Wahrscheinlichkeit weniger weg, als dies in der Vergangenheit üblich war, weil ihre gespeicherten Daten keinen physischen Raum mehr in Anspruch nehmen, sondern „nur“ noch Speicherkapazität des Computers. Ein Beispiel dafür ist die Sammlung Western Himalaya Archive Vienna, die seit über zwanzig Jahren Fotos von Kunst, materieller Kultur, Alltag und Festen der Menschen im westlichen Himalaya zusammengetragen hat.⁷ Auch in anderen Bereichen werden ständig Sammlungen angelegt, von denen die Universitätsleitung bisher vielleicht noch gar nichts weiß.

Der technische Fortschritt schafft dabei Möglichkeiten, die es früher nicht gab. Die Universität Wien verfügt über ein Repositorium, in dem alle Forschenden prinzipiell ihre Daten und die verschiedenen Stadien der Erarbeitung von Publikationen hinterlegen können. So sehr dies die intersubjektive Überprüfbarkeit von Forschungsergebnissen auf eine neue Stufe stellt und in diesem Sinne zu begrüßen ist, so sehr stellt dies die Universität vor ganz neue Herausforderungen. Nicht nur müssen Grundsatzentscheidungen gefällt werden darüber, welche Daten in welchem Zustand abgespeichert werden sollen und müssen; es muss auch der ganze Bereich des Sammelns und Aufhebens, bisher im wesentlichen „nebenbei“ erledigt und erst ab einer gewissen Größe und Beständigkeit in die Hände von

Sammlungsleitern gelegt, professionalisiert werden. Da wir noch nicht wissen, wie lange elektronisch gespeicherte Daten überhaupt zukünftig zugänglich sein werden, stellen sich auch noch eine große Zahl ungeklärter technischer Fragen, deren finanzielle Implikationen wir heute allenfalls erahnen können.

Dabei wird uns nicht zuletzt an diesem Beispiel bewusst, dass Sammlungen nicht nur intern den Bedürfnissen von Lehre und Forschung dienen, sondern auch ein Mittel sein können, einer breiteren Öffentlichkeit darzustellen, worum es in Forschung und Lehre an der Universität geht. Wurden in der Vergangenheit gelegentlich Sammlungen an Museen weitergegeben, weil die Universität über keine Kapazitäten zu verfügen meinte, die Sammlung weiter zu pflegen, so häufen sich derzeit die Beispiele dafür, dass die Universität aus ihren Sammlungen Ausstellungen macht und diese in ihren eigenen Räumen oder aber in der Kooperation mit Museen vorführt. Derartige Aktivitäten helfen den Sammlungen, ihre Legitimität unter Beweis zu stellen, und zeigen den Entscheidungsträgern, dass die Palette der Möglichkeiten noch nicht ausgeschöpft ist. Nicht nur die Inhalte der Sammlungen überraschen uns immer wieder, auch die Art, wie wir mit ihnen umgehen, entwickelt sich mit neuen Herausforderungen und Chancen.

In diesem Kontext hat die Universität Wien sich eine Sammlungsordnung gegeben, mittels derer sie versucht, der komplexen und facettenreichen Situation existierender Sammlungen und bestehender Sammlungstätigkeit zu begegnen. Dazu gehört, dass zunächst einmal ein Register aller bestehenden Sammlungen erstellt und laufend geführt werden muss, auch um das fächerübergreifende Nutzen der Sammlungen möglich zu machen. Auch muss die Verantwortung für die Sammlungen angemessen geteilt werden. Dem Prinzip der Universität als Expertenorganisation folgend, müssen die Entscheidungen über die Sammlun-

gen fachnah getroffen werden, weshalb die Fakultäten und ihre jeweiligen Subeinheiten hier den Hauptteil der Verantwortung zu übernehmen haben. Dennoch ist juristisch die Universität Eigentümerin aller ihrer Sammlungen, weshalb auch das Rektorat sich der Verantwortung nicht entziehen kann. Künftighin wird deshalb die Bewahrung und Weiterentwicklung der Sammlungen Bestandteil der Zielvereinbarungen zwischen Rektorat und Fakultätsleitung sein. Dabei spielt eine zentrale Rolle, dass die Sammlungsordnung dem Wesen der archivalischen Tätigkeit entsprechend zwischen aktiven und inaktiven Sammlungen unterscheidet. Solange eine Sammlung aktiv in Lehre und Forschung genutzt wird, ist sie aktiv und von der Fakultätsleitung verantwortungsvoll zu behandeln. Wenn sie jedoch nicht mehr aktiv genutzt wird, geht die Verantwortung an die Universitätsbibliothek und damit an die Zentrale über. Hier müssen in naher Zukunft räumliche Lösungen gefunden werden, die es ermöglichen, die Sammlungen zu erhalten und zugleich, wenn sie denn inaktiv geworden sind, an einem Ort zu lagern, der das Budget der Universität möglichst wenig belastet. Mit dieser Ordnung versucht die Universität, der grundsätzlichen Bedeutung der Sammlungen für sich und die Wissenschaft genauso gerecht zu werden wie der Notwendigkeit, die knappen Ressourcen im wesentlichen dafür einzusetzen, dass sie die Zukunft durch Forschung und Lehre gestalten kann und muss.

Wenn wir uns also heute mit erneuter Aufmerksamkeit der Frage der Sammlungstätigkeit an der Universität stellen, so tun wir das in einer Zeit, da wir im Zusammenhang neuer technischer Möglichkeiten in Lehre und Forschung das Sammeln neu entdecken. Indem wir uns der Sammlertätigkeit vergangener Epochen zuwenden, lernen wir die technischen Möglichkeiten nicht blind zu nutzen, sondern im Vergleich zu dem, wie und was in der Vergangenheit gesammelt wurde, bewusst mit der neuen technischen Umgebung umzugehen. Die Samm-

lungstätigkeit ist somit ein gerade klassisches Beispiel dafür, wie an einer Universität Innovation und Tradition einander begegnen. Wenn Innovation auf Tradition trifft, muss sie sich bewähren. Der Prozess des Bewährens ist dabei ein Prozess der bewussten Aneignung. Das braucht die Wissenschaft und die Universität. Und auch die Gesellschaft kann davon nur profitieren.

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu den überaus hilfreichen Band von Claudia FEIGL (Hg.), *Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien*. Wien, Köln, Weimar 2012, insbesondere: Claudia FEIGL, *Die gegenständliche Universität*, S. 15–20.

2 Richard LEIN, *Geologisches Archiv*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 81–83.

3 Vgl. Walter LANG, *Diabildsammlung des Instituts für Geographie und Regionalforschung*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 59–61.

4 Vgl. Alexandra GAPPMAYER, *Historische Sammlung des Instituts für Geographie und Regionalforschung*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 65–68.

5 Vgl. Friedrich POLLEROSS, *Diasammlung des Instituts für Kunstgeschichte*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 106f.

6 Vgl. Hubert EMMERIG, *Sammlung des Instituts für Numismatik und Geldgeschichte*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 135–137.

7 Vgl. Verena WIDORN, *Western Himalaya Archive Vienna (WHAV)*. In: FEIGL, *Schaukästen der Wissenschaft* (wie Anm. 1), S. 189–191.

Auf den Weg mitgegeben: ‚Gelehrte‘ Objekte? Manifestationen universitärer Kulturen

MARIANNE KLEMUN

Was macht es für einen Sinn, von ‚gelehrten‘ Objekten zu sprechen? Wären sie a priori ‚gelehrt‘, würden sie uns von sich aus etwas erzählen. Sie würden von ihrer Herkunft und Funktion wissen, über eine Identität verfügen und sich eindeutig positionieren. Und sie würden sich dagegen wehren, was ForscherInnen und Fachleute über sie zu sagen pflegen. Sie würden sich so manchen Zusammenhang, in den sie involviert sind, verbitten. Und noch schlimmer, wir ForscherInnen wären arbeitslos. Im Gegensatz dazu verdanken jedoch diese Objekte ihre Existenz einer spezifischen universitären Tätigkeit. Denn Exponate, die sich in Sammlungen einer Universität, einer Fakultät bzw. in einem Institut oder einem Arbeitszimmer befinden, haben einen direkten Bezug zu Forschung und Lehre. Beide machen zusammen das universitäre Lebenselixier aus. Und schon alleine deshalb ist es angebracht, sie mit dem altmodischen Epitheton ‚gelehrt‘ zu versehen.

Gipsabgüsse, Abklatsche, nachgeformte oder originale Artefakte (wie etwa Beile, Münzen und ägyptische Scheingefäße), Abschriften, handschriftliche Aufzeichnungen und Zeichnungen, Entwürfe jeglicher Form, Skizzenbücher und Arbeitsmaterialien, Vorlesungsmitschriften, Karten, Stadtmodelle, Wandtafeln, Kupferstiche, Ansichten, Fotos, Dias, Tonträger, Glasnegative,

Zeitungsausschnitte, Briefe und Nachlässe sowie Repräsentationen des Wissens verschiedenster Art sind Bestand der Institute. Und sie sind unmittelbar mit der Manifestation von jenem Wissen verbunden, das hier erzeugt oder vermittelt wird oder bereits wurde. Solche Objekte bilden die Grundlage der Forschung, sie konstituieren oder begleiten den Erkenntnisprozess.

Wissen ist nicht nur der Kognition oder dem Geist zu verdanken. Um es herzustellen, braucht es verschiedene Techniken des Aufschreibens, des Entwerfens, der Aufzeichnung und der Dokumentation. Diese ist nicht nur verbal nachvollziehbar, sondern auch materiell greifbar. Was die forschende Arbeit begleitet, ist nicht nur auf Papier gebannt, sondern meist in spezifischen Dingen verankert. ForscherInnen sammeln während der Arbeit nicht nur Gedanken, Argumente und Aussagen, sie sammeln auch materielle Belege hierfür. Je nach Fach mögen auch Originale dabei sein, je nach Wissensbereich werden die Dinge selbst oder auch deren Repräsentationen zusammengetragen. Und bei der Schulung brauchen StudentInnen diese Gegenstände im Original oder in der Kopie zur Bildung der Anschauung im doppelten Sinne des Wortes.

Sammlungen sind prinzipiell das Ergebnis einer sehr verbreiteten Kulturtechnik, die natürlich auch außerhalb der Universität, ja nahezu überall existiert. Da allseits gesammelt wird, ist dieses Phänomen als Faktum nicht sensationell. Die Ergebnisse solcher Beschäftigung, die Universitätssammlungen, führten allerdings bislang ein nur für Insider selbstverständliches Dasein. Für die breitere Öffentlichkeit wurden sie erst in den letzten Jahren wahrnehmbar: Bezeichnend dafür ist, dass 2001 innerhalb des „International Council of Museums“ (ICOM) der Zweig „University Museums and Collections“ (UMAC) gegründet wurde, um die systematische und digitale Erfassung aller universitärer Kollektionen weltweit voranzutreiben. Auch an der Universität Wien ist die Aufnahme der Sammlungen jüngst erfolgreich in Angriff genommen worden.¹

Was sind Universitätssammlungen? Und wodurch unterscheiden sie sich von anderen derartigen Speichertypen? Die erste Antwort ist pragmatisch: Universitätssammlungen sind Kollektionen, die an Universitäten entstehen und innerhalb der Universität aufbewahrt werden. Unter Universitätssammlungen versteht man den forschungs- und lehrrlevanten Objekt-Bestand der unterschiedlichen an der Universität vertretenen Fächer.² Während dem Museum die Funktion des Bewahrens, des Deponierens und Ausstellens zukommt, ist jene der Universitätssammlung doch eine prinzipiell andere: Auch hier werden Objekte zwar archiviert und aufbewahrt, doch sind sie der genuinen Bestimmung der Universität, nämlich dem Zyklus von Forschung und Lehre, direkt unterworfen. Ihr im Vergleich zum Museum eingeschränkter Öffentlichkeitsstatus erklärt sich aus der ‚Universitas‘, der Gemeinschaft aus Lernenden und Lehrenden. Nur diese zwei Gruppen haben in der Regel Zugang zu diesen Sammlungen, denn diese bilden eine Forschungsgrundlage oder stellen Forschungsergebnisse dar.

Die Ausstellung „Gelehrte Objekte? – Wege zum Wissen“ ermöglicht anhand von Dingen bzw. Sammlungen den Blick in einige an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät vertretene Wissensfelder und ihre spezifischen Praktiken des Forschens und Vermittelns. Angesichts des zunehmenden Wettbewerbs der Universitäten mit anderen Forschungsinstitutionen, einem neuartigen Legitimations- und Konkurrenzdruck im Kampf um Fördermittel, kommt öffentlicher Präsenz und medialen Auftritten universitärer Forschung immer größere Bedeutung zu. Sammlungen an den Universitäten bilden einen idealen Ausgangspunkt dafür, Wissenschaft in der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Als Gegenstände der Forschung und Lehre sichern sie anschaulich und materialgebunden einen idealen Einblick in die Wissenschaft als Vorgang. Nicht die Ergebnisse, sondern deren Herstellung ist gemeint, die Kulturtech-

niken dieser Fächer. Mit dem Titel dieses Beitrages, „Manifestationen universitärer Kulturen“, wird der Bezug nicht nur auf Sammlungsbestände historischer Fächer fokussiert, sondern auf Handlungsweisen, die im Zusammenhang mit den gesammelten Dingen stehen, entstehen und bestehen. Den Dingen kommt damit eine Doppelrolle zu, sie sind Quelle oder Ressource des Wissens und Produkt zugleich.

Es ist kein Zufall, dass wir gerade für das Wort *sammeln* so viele Synonyme nennen können, die jeweils einen eigenen Kosmos dieser Tätigkeit ausmachen und gleichzeitig die Praxis des Wissenserwerbs und unseren Wissenschaftsbetrieb beschreiben. Vom *sammeln* als *zusammentragen* im Sinne von anhäufen, aufheben, erfassen, horten, häufen, speichern, stapeln, zusammenbringen, aufbewahren, auffangen, ernten und auflesen kann die Rede sein, vom *versammeln* als zusammenziehen, um sich scharen und vereinigen, vom *konzentrieren* als besinnen, vom *anhäufen* als kumulieren, raffen, zurücklegen, aufheben, vom *ansammeln* als agglomerieren, türmen, aufschichten, aufstauen, vergrößern, sich eindecken, kombinieren, verquicken, verzahnen, harmonisieren und verfilzen. Mit *zusammentragen* bringen wir die Verben registrieren, vermerken, berücksichtigen, implizieren, verzeichnen, einkalkulieren, eintragen, einbeziehen, auffangen, erfassen und anführen ein. Diese Synonyme sind ident mit ureigenen Praktiken in den Wissenschaften. Mit dem Bedeutungsfeld *zusammenkommen*, einberufen, zusammenprallen, begegnen, aufeinandertreffen sowie *zusammenwirken* ist jener Assoziationsrahmen angesprochen, den ich besonders betonen möchte: die wissensgenerierte Verdichtung, die sich zwischen einer Sammlung, ihrer abstrakten Struktur und ihren spezifischen aktuellen Zusammenhängen, ihren Objekten, die sich in ihren intellektuellen Verbindungen, den Vernetzungen von Menschen, Sammlungsstücken, AutorInnen sowie Diskursen und besonders auch wissenschaftlichen Konzepten abspielt.

Universitätssammlungen sind einzigartig. Ihr Spezifikum besteht einerseits in der räumlichen und andererseits epistemischen Anbindung an die Universität, an die Fakultät, an ein Institut. Sie verkörpern bestimmte Forschungsrichtungen, die, oft von einer Forscherpersönlichkeit oder einem Team ausgehend, an einem Institut anhand der Sammlungen bzw. Objekte in ihrer Genese erzählt werden können. So ist beispielsweise die Gründung der Sammlung Frauennachlässe ein Indiz für die neue Orientierung der HistorikerInnen, Geschlechterforschung anhand der in Tagebüchern oder Briefen dokumentierten Selbstentwürfe von Frauen (wir nennen sie heute Ego-Dokumente) zu betreiben. Diese Quellentypen werden an staatlichen Archiven nicht systematisch gesammelt, während sie am Institut für Geschichte zudem die Debatten hierzu in Forschung und Lehre gezielt evozieren und bündeln. Mit den Objekten lassen sich Bezüge zu neuen Diskursen und ihren ProtagonistInnen innerhalb einzelner Fächer herstellen. So ist eine Filmsammlung am Institut für Byzantinistik und Neogräzistik entstanden, weil sich eine Mitarbeiterin auf Diskurse im griechischen Film der Nachkriegszeit spezialisierte.

Es ist die Selbstreferenzialität der Universitätssammlungen, der Bezug auf das forschende Tun, der uns quasi als Gedächtnis der Forschungsaktivitäten interessiert. Denn Eingang in Sammlungen finden nicht nur die Objekte, sondern mit ihnen auch Sammlungskriterien, die implizit oder explizit gemachten Ordnungen, die auf der jeweiligen Unterscheidung zwischen Sammlungsrelevanz und Irrelevanz basieren. Durch diese Verdoppelung verwandeln sich banale Dinge in wissenschaftliche, zu ‚gelehrten‘ Objekten. Gesammelt werden ja stets auch die spezifischen Sammlungskategorien, aus denen sich die Verzeichnisse, Inventare und Bestandsaufnahmen generieren.

Neben den bereits genannten Faktoren interessieren als dritter Punkt der Nutzungsaspekt und die Zugangs-

möglichkeiten. Auch wenn einzelne Objekt-Bestände vorübergehend nicht genutzt werden, kann jederzeit an sie wieder angeknüpft werden. Denn jede Sammlung erlaubt immer auch den Aufschub; ihre Potentialität liegt in der Relevanz für zukünftige Fragen. Insofern ist ein momentanes Urteil der „Unbrauchbarkeit“ problematisch, zumal wir die zukünftigen Fragen noch nicht kennen.

Von einer ganz allgemeinen Perspektive aus gesehen, fragen wir in unserer Ausstellung, was Universitäts-angehörige eigentlich tun, wenn sie behaupten, dass sie forschen. GeisteswissenschaftlerInnen und KulturwissenschaftlerInnen denken, lesen und schreiben Bücher, so die landläufige Zuschreibung. Als Inbegriff des gespeicherten Wissens und der Gelehrsamkeit galt lange das Buch. Aber diesem Produkt ‚Buch‘ und dem Arbeitsgang des Buchschreibens gehen viele Schritte des Recherchierens, Beobachtens, Konzipierens, Selektierens, Entwerfens, Skizzierens und Vergleichens voraus. WissenschaftlerInnen speichern in mannigfaltiger Form für sich Wissensbestände, die sie mittels unterschiedlichster konservierter Instrumente inhaltlich durchdringen. Und nicht zufällig nennen wir die Lehrsammlung einen wissenschaftlichen Lehr-Apparat, weil er auf operative Momente des Zusammensetzens aus mehreren Teilen verweist. Und so geht es uns in dieser Ausstellung doch nicht um die an das Buch im wahrsten Sinne gebundene ‚Gelehrsamkeit‘, sondern um andere konservierte und materialisierte Wissensbestände, die sich in einer Fakultät der Universität, in einer Organisationseinheit von Fächern, die sich dem Historisieren verschrieben haben, befinden. Das Spektrum dieser Fakultät deckt alle Epochen der Menschheit ab.

Für Jean Baudrillard schaffen gesammelte Objekte eine strukturierte Umgebung, die ihre eigene Temporalität an die Stelle der „wirklichen Zeit“ von historischen Produktionsprozessen setzt: „Darum ist die Umgebung der persönlichen Gegenstände und ihr Besitz (die

Sammlung selbst ist das Endergebnis des In-Besitz-Nehmens) eine ebenso wesentliche wie imaginäre Dimension unseres Lebens, ebenso wesentlich wie unsere Träume.“³ Sammlungen verdanken ForscherInnen ihre medial bedingten Reisen als intellektuelle Begegnung mit einer durch sie konstruierbaren, haptisch verfügbaren Vergangenheit oder Zukunft. Universitäts-sammlungen verweisen aber nicht nur auf die Vergangenheit von erforschten Kulturen, indem die Originale (wie etwa die Scheingefäße der Ägyptologie oder die Artefakte der Urgeschichte) selbst verfügbar werden, sondern auf die Vergangenheit der Forschung und ihrer unterschiedlichen Kulturen selbst. Sie sind wissenschaftsgeschichtlich relevant, denn Forschungsausrichtungen und Ansätze sind einem ständigen Wandel unterworfen. Insofern sind die Universitätssammlungen nicht auf einen Nenner zu bringen, im Gegenteil, gerade die Vielfalt an Zugängen, Methoden, Erscheinungsformen und Funktionen nebeneinander sind für sie typisch.

Allgemein gesehen ist das Sammeln nicht erst heute en vogue, aber es ist erst in den letzten 20 Jahren in vielfältiger Weise ins wissenschaftlich-intellektuelle ‚Gerede‘ gekommen. Damit ist nicht die Tätigkeit selbst gemeint, sondern das Nachdenken darüber, was das Sammeln eigentlich ausmacht. AnthropologInnen, PhilosophInnen,⁴ PsychologInnen, HistorikerInnen, KunsthistorikerInnen und KulturwissenschaftlerInnen haben die unterschiedlichsten Facetten herausgearbeitet, die uns jedoch gemeinsam aufzeigen, dass es sich um eine nicht nur vielgesichtige, sondern universelle Kulturtechnik handelt, die bereits im Babyalter auftritt und zur Ich-Identität beiträgt.

Crawford Brough Macphersons klassische Untersuchung des westlichen Besitzindividualismus verortete für das 16. Jahrhundert das Entstehen des idealen Selbst in der Funktion des Besitzers: Das Individuum ist umgeben von angehäuften Eigentum und angehäuften Gütern.⁵ Das gleiche Ideal gilt auch für Kollektive, die

ihr kulturelles Selbst hervorbringen und verändern. Richard Handler hat bereits 1985 nachgewiesen, wie das Besitzen einer Kultur Akte des Sammelns voraussetzt, nämlich das Einordnen von Besitztümern in konnektive Systeme von Werten,⁶ und es sind diese verbindenden Aspekte von Werten, die uns anhand der Universitäts-sammlungen interessieren. Hier steckt das Potenzial, der Bedeutung dieses Objekt-Fundus auch jenseits der fachlichen Bezüge eine allgemeine Wertschätzung zukommen zu lassen.

Doch ist die Vorstellung, dass dieses Sammeln und die Idee, dass Identität eine Art von Reichtum sei – ein Reichtum an Objekten, angereichert mit Wissen, Erinnerungen, Erfahrung, die einander bedingen –, mit Sicherheit nicht universell. In Melanesien etwa werden private Gegenstände nicht als privater Besitz angehäuft, um ihn zu bewahren, sondern um ihn wegzugeben. Im Westen hingegen ist das Sammeln seit Langem als eine erfolgreiche Strategie für die Entwicklung eines possessiven Selbst, der Kultur und Authentizität von Individuen, Gruppen und Gesellschaften etabliert.

Universell ist allerdings das Sammeln als Kulturpraxis im Hinblick auf Erkenntnisgewinnung, denn gleichgültig, was eigentlich gesammelt wird, der Akt des Zusammenführens von Elementen – seien es Gedanken, Daten, Repräsentationen, Abstraktionen etc. – ist dem Erkenntnisprozess konstitutiv. Peter Burke hat nicht zufällig in seiner soeben erschienenen Sozialgeschichte des Wissens diese mit dem Sammeln („Gathering Knowledges“) eröffnet.⁷ Jedoch müssen wir uns gegen ein banales Bild des Sammelns verwehren, welches das simple Auflesen von Vorgefundenem, quasi das Pflücken in einer bunten Wiese, meint. Im Gegenteil, dem Sammeln geht Wissen voraus, so eine vielbeachtete von Anke te Heesen und Emma Spary herausgegebene Studie: Vorwissen, Selektion und die Definition von Kriterien sind es, welche die Sammlung spezifisch bestimmt.⁸

Welche Werkzeuge und Strategien werden eingesetzt, um die Erwerbung von Wissen auf dem Weg vom Gedanken zum Faktum zu sichern? Die Wirklichkeit des Wissens wird nicht nur kognitiv, sondern materiell konstituiert, in der sich eben Professionalisierung niederschlägt. Welche Hilfsmittel werden gebraucht, um kognitive Prozesse in eine dauernde Form zu bringen, ihr den Aspekt des Flüchtigen und der Oralität zu entziehen?

Aus der Sicht der Wissenschaftsgeschichte wird die Erkenntnis, dass erst die Verfügbarkeit von Objekten die moderne Wissenschaft im 16. Jahrhundert ermöglicht hat, mehrheitlich geteilt. Der Raum hatte im 16. Jahrhundert in Bezug auf die Wissenskultur deshalb an Bedeutung gewonnen, weil der Buchdruck dem gesprochenen Wort seine zeitliche Dimension entzog. Das hatte Rückwirkung auf die Weise, wie Wissen wahrgenommen wurde. Man verortete es nun im Raum, ließ es zum Ding werden, das von Dauer war. Das räumliche Modell traf auf einen Menschen während seiner Tätigkeit, deshalb wurde auch das Gedächtnis als wichtigstes Wissensselement in Begriffen des Raumes verschlüsselt. Buch und Gedächtnis wurden als Einheit konzipiert. Das Gedächtnis erwies sich als eine Bibliothek, die dem Verschleiß der Welt entzogen schien. Der Raum war umgrenzt, er war ein Garten des Wissens geworden. Die alte Mnemonik gewann deshalb im 16. Jahrhundert eine neue Vitalität.⁹ Der Drang nach Wissen mittels der Gedächtnismetapher und des Sammelns manifestierte sich in vielerlei Hinsicht, etwa in der Errichtung von Wunderkammern, den expandierenden Büchersammlungen und botanischen Gärten.¹⁰

Angesichts einer derzeit nicht zuletzt digital bestimmten, rasant sich ändernden, medialen Wissenskultur bilden heute Sammlungen das Herzstück der Wissenschaftsgeschichte. Sie stellen allerdings auch eine Schnittstelle der Sichtbarmachung eines Wandels dar, der nicht für alle Bereiche gleich ausgeprägt ist.

Während Techniken wie die Abklatsche in der Epigraphik noch immer praktikabel sind, wird die mehrere Räume füllende Diasammlung des Instituts für Kunstgeschichte kaum mehr frequentiert. Während die eine Kollektion noch in die Lehre eingebunden ist, erscheint die andere museumswürdig. Das Nebeneinander und nicht das Nacheinander von unterschiedlichen Medien eröffnet uns Einblicke in Umgangsweisen mit dem Medienwandel. Und sie erfordern die Reflexion seiner kulturellen Dimensionen.

Die Geschichtswissenschaft selbst hat in den letzten Jahren den Fokus vom Handeln des Individuums hin zu den Dingen vollzogen. Gegen die alte Vorstellung einer für immer festgelegten essentiellen Bedeutung eines Objektes – die Ethnologen sprachen einmal von der „Dingbedeutsamkeit“ – haben sich jedoch viele Stimmen kritisch erhoben. So hat Nicholas Thomas 1997 etwa für den ökonomischen Austausch im Pazifik den Begriff *entangled objects* geprägt,¹¹ wobei er indigene Ökonomien einerseits und kapitalistische Formen andererseits als ineinander verschränkt charakterisiert. Er sieht diese Dinge nicht als Ursache, sondern als Effekte dieser Beziehungen. Seine zentrale Idee ist, dass Dinge nicht das sind, wozu sie gedacht waren, sondern was aus ihnen wurde. Das unterstreicht die Dynamik von Zuschreibungen, die auch in unserem Zusammenhang wichtig ist. Ein Reisekoffer, ein Begleiter auf Expeditionen (wie er am Institut für Ägyptologie existiert), wurde zum Aufbewahrungsbehälter von Briefen und damit zum Erinnerungsort eines Instituts. So ist eine in antiken Zeiten hergestellte Statuenkopie in Ermangelung ihres Vorbildes zum Original geworden.

Spätestens seit Peter Galisons Werk „Image and Logic“¹² hat jedoch auch die Wissenschaftsgeschichte die materielle Kultur als Steckenpferd für sich neu entdeckt. Es geht um die Wechselbeziehung von Forschungsprozessen und Objekten: Werkzeuge, Akteure und Methoden verbinden sich an einem Ort und wirken

zusammen als Mediatoren zwischen der Produktion von Phänomenen und der Produktion von Evidenzen. Für die Frage, wie Wissen über distante Phänomene überhaupt produziert wird, hat der Wissenschaftssoziologe Bruno Latour die Bezeichnung *immutable mobiles* eingeführt. Wie viele andere HistorikerInnen meint auch Latour nicht, dass Wissen Produkt eines individuellen Denkens sei, stattdessen sei es das Ergebnis von vielen Aktivitäten, verteilt über Distanzen und geleitet von Austausch und Kooperation, in denen Menschen und Dinge gleichermaßen als Akteure involviert sind. *Immutable mobiles* umfassen Instrumente, Ausrüstungen, Aufzeichnungsformen, Tagebücher, Bilder und Repräsentationen wie Karten. Alle sind Transformationen, sind materialisiert in einem Zeichen, in einer Spur, in einem Dokument, in einem Speicher. Sie sind mobil, denn sie erlauben neue Transformationen und Aktivitäten.¹³ Das Papier mit der abgeklatschten Inschrift (von Mitarbeitern des Instituts für Alte Geschichte hergestellt) wäre ein Beispiel dafür. Für immer ist die Inschrift nun der Forschung und Lehre, wo auch immer diese stattfindet, zugänglich. Oft ist die originale Inschrift selbst nicht mehr vorhanden.

In einem ganz anderen Zusammenhang, nämlich bei der Frage nach den Mechanismen der multidisziplinären Institutionalisierung eines Faches, haben Susan Leigh Star und James R. Grisemer in einem kanonisch gewordenen Artikel den Begriff der *boundary objects* kreiert. Ihnen zufolge haben Objekte oft die Fähigkeit, divergente Diskurse und divergente soziale Gruppen vereinen zu können.¹⁴ Hier wären die Münzsammlungen als Beispiel zu nennen, die einen Teil ihres Bestandes an der Universität dem Aspekt der statusgenerierenden Funktion der Münzen und der Faszination bei unterschiedlichen außeruniversitären Gesellschaftsgruppen (wie beispielsweise dem Militär) verdanken. Während Latour die Konnektivität und die Verfügbarkeit des Phänomens für die weitere Forschung in den Mittel-

punkt stellt, ist für Star die Rolle des Objekts als Brücke zwischen unterschiedlichen Gemeinschaften, zwischen WissenschaftlerInnen und anderen sozialen Formationen, die Praktiken miteinander teilen, entscheidend.

Zu nennen wären noch die Modelle als besondere wissenschaftliche Objekte. Sie sind immer in einem anderen Medium angesiedelt als der Forschungsgegenstand, auf den sie sich beziehen. Während zweidimensionale Medien wie Karten oder Anschauungstafeln auf Abstraktion basieren, setzen Modelle auf den möglichen Blickwechsel der Betrachtung. Modelle sind deshalb didaktisch, weil ihnen eine illusionäre Qualität inhärent ist. Die renommierte Wissenschaftshistorikerin Evelyn Fox Keller hat für die Kategorisierung von Modellen in der Biologie die simple Unterscheidung von *models of* und *models for* eingeführt.¹⁵ Während die Kategorie *models for* bedeutet, dass ein Modell die Forschung erst evoziere, impliziert *models of* die Funktion der Imitation eines bestimmten realen Phänomens, wie es etwa durch die Nachbildung einer nicht mehr existenten antiken Stadt gegeben ist. Impliziert wird aber nicht nur die Realität, sondern auch die Repräsentanz eines Erkenntnisstandes, womit wissenschaftliche Fortschritte entsprechend anschaulich öffentlich dargestellt oder popularisiert werden. Diesem Ziel dienen beispielsweise die zu einem bestimmten Zeitpunkt erstellten Nachbildungen von archäologisch rekonstruierten historischen Siedlungsformen.

Wissenserwerb, Wissenskonstituierung, Wissensproduktion, Wissensstabilisierung sowie Wissensvermittlung – in all ihren Phasen sind mehr oder weniger ästhetisch ansprechende Objekte involviert. Leidenschaft, zwar scheinbar der *ratio* entgegenstehend, begleitet jedoch die Arbeit der ForscherInnen. Leidenschaft sprengt alle Grenzen, sie ist an keine Arbeitsstunden und keine Vorgaben gebunden. Sie ist wie ein Chamäleon, das seine Farben verändert. Wenn wir von der Faszination der gesammelten Dinge sprechen, ist wohl diese

Leidenschaft mitgedacht, die Menschen vorantreibt, ihre Arbeit bei all der genormten Professionalität doch individuell und spezifisch zu gestalten. In diesem Punkt zeugen die Kollektionen auch von dieser einzelgängerischen Seite der sonst stets in eine wissenschaftliche Gemeinschaft eingebundenen Sammler.

Auch das Verhältnis von Wissensproduktion und Wissensdarstellung verändert sich laufend. Dieses zu reflektieren, dazu ermuntern uns die an sich nur im ersten Moment staubigen, stummen gesammelten Dinge, die sich wohl wegen ihrer gleichzeitig gegebenen Historizität und Aktualität als ‚gelehrte‘ Objekte bezeichnen lassen. Evozieren sie Staunen und sind sie zugleich kontextualisiert, mit Wissen umgeben, mit Diskursen konfrontiert und in Ordnungen strukturiert, dann eignen sie sich ganz besonders für die Lehre, die Weitergabe des Wissens: und so sind und haben sie Bestand.

Anmerkungen

1 Claudia FEIGL (Hg.), Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien. Wien, Köln, Weimar 2012.

2 Cornelia WEBER, Universitäts-sammlungen und -museen. In: Ulrich RASCHE (Hg.), Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte. Wiesbaden 2011 (Wolfenbütteler Forschungen 128), S. 83–118; Anke TE HEESEN, in medias res. Zur Bedeutung von Universitäts-sammlungen. In: Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin N.S. 16 (2008), S. 485–490.

3 Jean BAUDRILLARD, Das System der Dinge: Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt/M., New York 1974 [2007].

4 Manfred SOMMER, Sammeln. Ein philosophischer Versuch. Frankfurt/M. 1999.

5 Crawford Brough MAC-PHERSON, The Political Theory of Possessive Individualism: Hobbes to Locke. Oxford 1962 [paperback 1990].

6 Richard HANDLER, On Having a Culture: Nationalism and the Preservation of Quebecs Patrimoine. In: Georg W. STOCKING (Hg.), Objects and Others. Essays on Museums and Material Culture. Madison 1985, S. 192–217.

7 Peter BURKE, A Social History of Knowledge: From the Encyclopédie to Wikipedia. Vol. II Cambridge 2012.

8 Anke TE HEESEN, Emma SPARY (Hgg.), Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. Göttingen 2001 (Wissenschaftsgeschichte).

9 Frances A. YATES, Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Weinheim 1990 (Acta Humaniora).

10 Klaus MINGES, Das Sammlungswesen der frühen Neuzeit. Kriterien der Ordnung und Spezialisierung. Münster 1993 (Museen – Geschichte und Gegenwart 3).

11 Nicholas THOMAS, Entangled Objects: Exchange, Material Culture, and Colonialism in the Pacific. Harvard 1997.

12 Peter GALISON, Image and Logic: A Material Culture of Microphysics. Chicago 1991.

13 Bruno LATOUR, Drawing Things Together. In: Michael LYNCH, Steve WOOLGAR (Hgg.), Representation in Scientific Practice. Cambridge, Mass. 1990, S. 19–68.

14 Susan Leigh STAR, James R. GRISEMER, Institutional Ecology, 'Translations' and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. In: Social Studies of Science 19/3 (1989), S. 387–420.

15 Evelyn Fox KELLER, Models Of and Models For: Theory and Practice in Contemporary Biology. In: Philosophy of Science 67 (2000), S. 72–86.

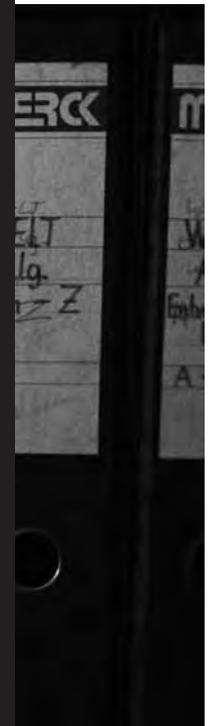


Cahier de route — Matthias Beitzl

PROLOG DREI BILDER EINER REISE

Haben Sie schon einmal versucht, einen Kopf in seiner Mehrdimensionalität zu beschreiben? In der Lehrsammlung der Klassischen Archäologie beeindruckten unzählige Statuen und Köpfe aus Gips. An den Wänden der Sammlungsräume sind zudem lange Reihen von Reliefabgüssen angebracht. Zusammen schaffen sie in ihrer Einfarbigkeit eine abstrahierte, gefrorene Gegenwart historischer Lebendigkeit, die jederzeit zum Leben erwachen kann. Wie das wohl bei Mondlicht aussieht? Die farbliche Eintönigkeit – wir wissen von der ursprünglichen farbigen Gestaltung griechischer Statuen und Reliefs – konzentriert meinen Blick auf die grandiosen Proportionen der Objekte. Diese zu beschreiben, bemühen sich Jahr für Jahr Studierende in „Beschreibungsübungen“.
Plötzlich wird es politisch. In den Archivbeständen des Instituts für Zeitgeschichte begegne ich unter anderem Viktor Matejka, Kurt Waldheim, Erika Weinzierl, den Grünen und dem Trend-Profil-Archiv. Letztgenanntes sollte entsorgt werden

ische Archäologie,



geschichte,

Anmerkungen

1 Claudia FEIGL (Hg.), Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien. Wien, Köln, Weimar 2012.

2 Cornelia WEBER, Universitäts-sammlungen und -museen. In: Ulrich RASCHE (Hg.), Quellen zur zeitlichen Universitätsgeschichte. Wiesbaden 2011 (Wolfenbütteler Forschungen 128), S. 83–111.
Anke TE HEESEN, in media. Die Bedeutung von Universitäts-sammlungen. In: Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin N.S. 16 (2008), S. 4–11.

3 Jean BAUDRILLARD, Das System der Dinge: Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt/M. New York 1974 [2007].

4 Manfred SOMMER, Saecula. Ein philosophischer Versuch. Frankfurt/M. 1999.

5 Crawford Brough MACPHERSON, The Political Theory of Possessive Individualism: Hobbes to Locke. Oxford 1962 [paperback 1990].

6 Richard HANDLER, On the Preservation of a Culture: Nationalism and the Preservation of Quebec's Patrie. In: Georg W. STOCKING (Hg.), Nationalism and Others. Essays on Music and Material Culture. Madison 1985, S. 192–217.

7 Peter BURKE, A Social History of Knowledge: From the Encyclopedia to Wikipedia. Vol. II Cambridge 2012.

8 Anke TE HEESEN, Emotionen. In: SPARY (Hgg.), Sammeln als Kulturgeschichte. Die Sammlungen und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung. Göttingen 2001 (Wissenschaftsgeschichte).

9 Frances A. YATES, Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Weinheim 1990 (Acta Humaniora).

10 Klaus MINGES, Das Sammlerwesen der frühen Neuzeit.

Cahier de route ____ Matthias Beitzl

und fand eine neue Heimat an diesem Institut. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Zeitausschnitte, welche die Redaktion für Recherchetätigkeiten sammelte. Bis etwa 1995 wurde das Material entlang eines klaren Ordnungssystems abgelegt. Zwei nahezu leere Ordner sind der Kategorie „Welt Allg.“ gewidmet. Es mag Bedeutenderes geben als mit einer „Gesperrten Leiter“ eine Reise zu beginnen. Eigentlich nicht einmal einer Fußnote wert, steht sie da, ihrer Funktion beraubt. Vom *facility management* der Universität außer Dienst gestellt, kommentiert von einer achselzuckenden Institutsmitarbeiterin, die seit Wochen auf eine in Aussicht gestellte Ersatzleiter wartet, um wieder zu den Regalen hinaufsteigen zu können. Ich frage nach. Die TÜV-Plakette war abgelaufen, der Verwaltungsapparat überholte sich selbst, indem die Leiter in einem ersten Schritt mit Signalklebeband versiegelt wurde, ohne dass ein unmittelbarer zweiter Schritt folgte. Zentrale Dienste sind integraler Bestandteil großer Verwaltungsorganismen. Die Blüten der Herrschaft der Strukturen und ihrer Vermittler beeindrucken immer wieder.



Notizfoto, Institut für Klassische Archäologie, Februar 2012



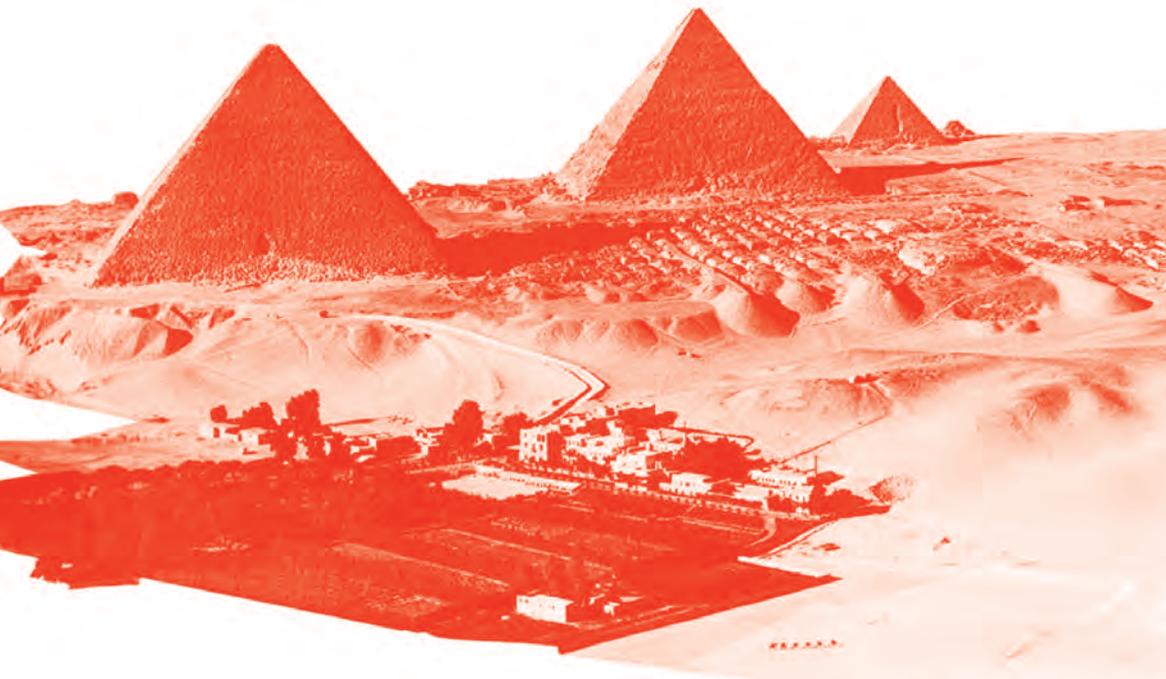
Notizfoto, Institut für Ägyptologie, Mai 2012



Notizfoto, Institut für Zeitgeschichte, November 2012

Schein- gefäße:

Unschein- bare Stell- vertreter



P E T E R
J Á N O S I

Altägyptische Scheingefäße in Miniaturform dienten als magischer Ersatz für den Inhalt des Gefäßes. Als unscheinbare Objektgruppe bildeten sie dennoch ein wichtiges Instrumentarium im Kult der Pyramidenzeit und fanden rasch Beachtung bei bedeutenden Protagonisten des Faches Ägyptologie.

Die Sammlung des Instituts für Ägyptologie verwahrt etliche Tausend Objekte unterschiedlichster Gattungen – archäologische Artefakte, Grabungsdokumentationen, Fotos, Bilder, Glasdias, Zeichnungen, wissenschaftliche Unterlagen und Gegenstände. Die etwa 350 Artefakte zählende Sammlung archäologischer Objekte gehört wohl zu den wichtigsten.¹ Die vornehmlich aus Tongefäßen und Kleinfunden bestehende Gruppe stammt in erster Linie von den zahlreichen Grabungen des Institutsgründers Hermann Junker (1877–1962), die er im Namen der k. u. k. Akademie der Wissenschaften (Wien) in Ägypten leitete. Hermann Junker (Abb. 1) stammte aus Bendorf am Rhein und erhielt seine Ausbildung in Berlin, das damals als Hochburg der Ägyptologie galt. Der Schwerpunkt lag in der Sprachforschung, wie auch der Werdegang Junkers zeigt. Doch das Schicksal bescherte dem jungen Wissenschaftler bald einen Karriereverlauf, der stark auf die Feldforschung